

XL-Leseprobe

Die Wächter der blauen Rose

Fantasy

© M. J. Martens, Hybrid Verlag

1

Severin

Ich lasse die Schenke hinter mir und renne den schlammigen Weg zur Mühle hoch. Der Regen der letzten Tage hat den Pfad in tausend kleine Risse aus Wasser und Morast verwandelt. Immer wieder sinke ich mit den Füßen ein und mit jedem Mal fällt es mir schwerer, sie zu heben. Mein Magen zieht sich vor Hunger krampfend zusammen und der massive Krug schwappt in meinen zittrigen Händen über.

Die alte Mühle hebt sich nur als Silhouette vom Wald im Hintergrund ab. Keuchend bleibe ich vor der Tür stehen und stütze mich am rauen Holz des Rahmens ab. Für einen

kurzen Moment lasse ich den Blick umherschweifen. Wäre es vielleicht besser, nicht hineinzugehen? Einfach abzuhauen? Doch wohin? Mit meinen letzten Kräften öffne ich die Tür und trete ins Innere, wo eine einzelne Kerze den kargen Innenraum beleuchtet. Vater sitzt vor dem Holztisch, den Kopf auf die Arme gelegt und grunzt wie ein alter Eber, dem er äußerlich recht ähnlich ist. Rundlich gebaut, Hängebauch, breite Nase, rosige Wangen. Sein einst braunes dichtes Haar ist längst einem borstigen grauen Kranz gewichen. Vor ihm steht ein Bierkrug.

Vorsichtig schleiche ich auf ihn zu. Die Dielen des Bodens knarren leise, doch er schnarcht ungerührt weiter. Ohne meinen Vater aus den Augen zu lassen, gehe ich zum Tisch. Mein Fuß tritt auf ein Hindernis, ich strauchle und der Bierkrug gleitet mir aus der Hand. Das Klirren des zer-schellenden Gefäßes hallt wie ein Donner durch die Stille.

Mein Vater springt auf, stößt gegen den Stuhl und fällt mit dem Möbelstück rückwärts zu Boden. Einen Moment stiert er fassungslos in die Gegend, bis er mich neben der Bierlache sitzen sieht.

»Was hast du jetzt schon wieder angestellt?«, brüllt er und versucht, sich aufzurichten. Mehrfach versagen ihm die Arme den Dienst, bis er endlich taumelnd da steht und sich mit einer Hand an der Tischkante festhält.

Ich erwache aus meiner Schockstarre, rapple mich auf und beginne, die Scherben aufzulesen. »Es tut mir leid.«

Laut schnaufend läuft Vater um den Tisch herum. Seine Augen blitzen mich finster an. »Du Taugenichts!«

»Vater bitte, es war keine Absicht«, flehe ich vor den Scherben kniend.

»Na warte.« Seine flache Hand trifft mein Gesicht mit geballter Kraft, die mich umwirft. Ein glühendes Peitschen fährt mir durch die linke Wange.

»Du bist zu nichts zu gebrauchen!« Ein heftiger Tritt in den Magen nimmt mir die Luft. Ein zweiter folgt.

»Vater, bitte«, keuche ich mit Tränen auf den Wangen. Doch meine Worte verpuffen wirkungslos. Völlig in Rage tritt mein Vater permanent auf mich ein.

Erst als der Betrunkene das Gleichgewicht verliert und sich wieder am Tisch festhalten muss, lässt er ab. Ich bleibe gekrümmt am Boden liegen. Unfähig, mich nur einen Zentimeter von der Stelle zu bewegen. Zu sehr schmerzt mein gesamter Körper. Schwarze Flecken tanzen vor meinen Augen.

»Steh auf.«

Die wutentbrannte, lallende Stimme dringt nur dumpf an mein Ohr.

»Du sollst aufstehen!«

Als ich wieder regungslos am Boden verharre, packt mich mein Vater grob an den Haaren und zieht mich nach oben.

Verzweifelt versuche ich, mit meinen Beinen Halt zu suchen, um dem Reißen an meiner Kopfhaut zu entgehen. Ich schlinge meine Arme um den Bauch, krümme mich und kneife die Augen fest zusammen.

»Sieh mich an!« Der Speichel meines Vaters spritzt mir ins Gesicht.

Nur langsam öffne ich die Augen. Die meines Vaters sind zu kleinen Schlitzern verformt und schauen mich finster an.

»Du elender Tölpel wirst heute Nacht draußen schlafen.«

Entsetzt reiße ich meine Augen weit auf. Die Angst packt mich und lässt meinen ganzen Körper noch stärker zittern. Erst nach mehrmaligem Keuchen bringe ich heiser hervor:
»Aber was ist, wenn die Vampire kommen?«

Vater zieht die Augenbrauen zusammen und lacht höhnisch auf. »Hoffentlich holen sie dich als Erstes.« Er lässt

von meinem Haar ab, nur um im nächsten Moment nach meinem Ohr zu greifen und mich zur Tür zu ziehen. Ich beiße die Zähne zusammen und strauchle hinter meinem Vater her.

»Und jetzt raus mit dir!« Er reißt die Tür auf, verpasst mir einen groben Stoß, so dass ich im Matsch lande. »Du Versager!«, setzt er nach, grinst dabei diabolisch und knallt die Tür hinter sich zu.

Eine ganze Weile schaffe ich es nicht, mich aufzuraffen. Die kalte Nässe dringt durch mein Leinengewand, zum Glück verschafft dies meinen Schmerzen ein wenig Linderung. Drinnen höre ich Vater irgendetwas durch den Raum werfen. Erst als Stille einkehrt, stütze ich mich auf meine Arme und taumle zum Fluss, welcher sich auf der Rückseite unseres Hauses befindet.

Das kalte Wasser kneift auf meiner Haut und lenkt mich wenigstens für einen kurzen Moment ab.

Aufmerksam beobachte ich mein Spiegelbild im Wasser und weiß nicht, wen ich darin sehe. Ich wirke wie ein völlig verängstigter kleiner Junge mit traurigen Augen, zerzausten kupferfarbenen Locken, blasser Haut und kaum mehr als Haut und Knochen.

»Sev?«, ertönt plötzlich eine vertraute Stimme hinter mir. Als ich mich umdrehe, blicke ich in zwei große braune Augen. Joshua. Mein einziger Freund im Dorf. Seine schlaksige Gestalt ist in verdreckte und zerlöchernte Kleidung gehüllt. Seine braunen Haare stehen wild vom Kopf ab und seine Hände hält er hinter seinem Rücken verschränkt. Er führt ein ebenso liebloses Leben wie ich und auch sein Vater hat nichts als Schläge für ihn übrig. Er mustert mich besorgt. »Was ist passiert?«

»Nur das Übliche«, murmle ich vor mich hin. »Was gibt es?«

»Ich habe heute dem Bäcker geholfen.« Freude schwingt in seiner Stimme mit. »Dafür hat er mir das hier gegeben.«

Ungläubig starre ich auf das Brot in Joshuas Händen. Mein ausgehungertes Körper verzehrt sich danach und mein Magen gibt ein deutliches Knurren von sich.

»Magst du ein Stück?« Joshua bricht bereits eine Ecke ab und reicht es mir.

Beherrscht nicke ich mit dem Kopf und nehme es mit zitternden Händen entgegen. Hastig beiße ich hinein, stoße einen leichten Seufzer aus, als das Brot auf meiner Zunge zergeht. »Danke.«

Joshua hat sich inzwischen zu mir gesetzt und kaut ebenfalls genüsslich.

Eine Weile sitzen wir beide so schweigend nebeneinander. Die Sonne ist längst hinter dem Wald verschwunden und der Dämmerung der Nacht gewichen.

»Meinst du, es wird jemals besser?«, Joshua klingt nachdenklich.

Ich lege den Kopf in den Nacken und sehe hinauf in den dunklen Himmel. »Ich hoffe es. Irgendeinen Weg muss es geben.«

Joshua wiegt bedächtig den Kopf. Dann erhebt er sich vom Boden. »Es ist schon spät, ich sollte mich auf den Weg machen.«

Ich nicke ihm nur still zu und streiche über den dünnen Stoff meines groben Leinenhemdes. Die Luft wird immer kühler und lässt mich frösteln. Viel schlimmer als die Kälte kriecht die Angst in meine Knochen und mein Blick schweift über den dunklen Waldrand. Die Vampire.

Hoffentlich holen sie dich als Erstes, hallen mir die Worte meines Vaters in den Ohren.

Seufzend stehe ich auf und verkrieche mich in der kleinen Stallung links vom Haus, welches nur noch als Lager dient.

Ausgelaugt lasse ich mich bei den Mehlsäcken nieder und greife mir die dünne Decke, die ich nach meiner ersten kalten Nacht außerhalb des Hauses hierhergebracht habe. Bleierne Müdigkeit überkommt mich und drängt die Schmerzen sowie Ängste zur Seite. Das Brot im Magen spendet ein wohliges Gefühl und die Decke die Illusion von Sicherheit und Geborgenheit.

2

Severin

Sonnenstrahlen dringen durch die Löcher im Holz und scheinen mir ins Gesicht. Langsam öffne ich die Augen. Mein ganzer Körper zittert. Viel zu kühl war die Nacht. Jeder Muskel schmerzt, als ich mich vom Boden erhebe, doch mir bleibt keine Wahl. Wenn ich mich nicht schnellstens an die Arbeit mache, wird Vater mich wieder einmal hart bestrafen.

Ich strecke meine müden Glieder, greife nach der Sackkarre und lade den ersten Sack Mehl auf.

Der erdige Weg von der Mühle bis zum Bäcker ist noch immer verschlammt und aufgewühlt, was mir das Vorankommen deutlich erschwert. Als ich am Dorfplatz vorbeikomme, herrscht bereits reges Treiben. Einige Frauen stehen am Brunnen und schöpfen frisches Wasser. Der Dorfschmied entzündet ein Feuer und mehrere Kleinbauern bereiten Lehm für den Bau vor. Doch plötzlich halten alle inne und schauen gebannt in dieselbe Richtung. Die Frauen wirken erschrocken, schieben ihre Kinder schützend hinter sich. Abrupt bleibe ich stehen und folge ihren Blicken. Ein ungutes Gefühl beschleicht mich, als ein halbes Dutzend Männer zwischen den Bäumen auftaucht. Schwer bewaffnet mit langen Schwertern, Äxten und unzähligen Messern marschieren sie direkt auf unser Dorf zu. Ihre muskulösen Staturen werden umso deutlicher, je näher sie kommen.

Angst kriecht meine Wirbelsäule hinauf. Meine Hände zittern und umklammern den Griff der Sackkarre noch

fester. Was wollen diese fremden Männer? Sind sie gekommen, um unser kleines Dorf anzugreifen? Hier gibt es kaum etwas zu holen. Es reicht nur aus, um zu überleben.

Ich bewege mich nicht vom Fleck, als die Männer an mir vorbeilaufen. Im Vergleich zu mir erscheinen sie riesig. Ihre dunklen Wolljacken wirken hochwertig, das Leder ihrer Stiefel teuer. Solch gut gekleidete Soldaten gehören meistens zur königlichen Garde, doch diese Männer sind definitiv keine Krieger unseres Königshauses. Sie tragen nicht deren Wappen. Mit eiskaltem Blick marschieren sie erhabenen Hauptes auf die Mitte des Dorfplatzes zu und stellen sich in einer Reihe auf.

Neugier mischt sich zu meiner Angst. Es erweckt nicht den Anschein, als würden die Männer uns angreifen wollen. Aber was könnten sie dann wollen? Ihre Kleidung lässt nicht darauf schließen, dass sie einfache Söldner sind.

Ein Mann mit kurzem dunkelbraunem Haar tritt aus der Reihe nach vorn. »Mein Name ist Ajun und ich bin der Oberste Wächter.«

Ein irritiertes Läuten erklingt in meinem Kopf. Ein Wächter wovon? Bis jetzt habe ich noch nie etwas von ihnen gehört. Wurde durch das Königspaar eine neue Einheit ausgebildet?

»Wir sind gekommen, um zu verkünden, dass es ab sofort jemanden gibt, der euch beschützt«, fährt der Mann mit rauer Stimme fort und erlangt immer mehr Aufmerksamkeit. Ein Dorfbewohner nach dem anderen vergisst seine Arbeit und tritt näher an den Platz heran. Auch ich schiebe meine Sackkarre ein kleines Stück weiter, um besser zu sehen und zu hören.

»Eure neue Königin, Amara, und wir werden die Vampire bekämpfen.«

Durch die Dorfgemeinschaft geht ein Raunen. Ungläubig blinzele ich den Männern entgegen und verstehe dabei kein Wort. Wieso gibt es eine neue Königin?

Ich lasse meinen Blick über die muskelbepackten Männer schweifen. Sie strahlen etwas so Bedrohliches aus, dass sich mein gesamter Körper anspannt.

»Amara?«, äußert sich Rick, der Besitzer der Schenke, misstrauisch. »Was ist mit König Erl und Königin Sabea?«

Der Wächter funkelt ihn finster an. Erst jetzt fällt mir auf, wie leuchtend blau seine Augen sind. Durch sein dunkles Haar und die schwarze Kleidung sticht die Farbe richtig heraus und wirkt irgendwie unnatürlich intensiv. »Sie sind tot.« Seine Aussage ist trocken und nüchtern, sein Gesicht zeigt keine Regung. »Sie waren schwach und nicht in der Lage gewesen, euch vor den Vampiren zu schützen. Das ist nun vorbei. Wir Wächter werden den Feind bekämpfen.«

»Kein Mensch kann es mit den Vampiren aufnehmen!«, meldet sich nun Karl, der Schmied, zu Wort und schüttelt dabei vehement seinen kahlen Kopf.

Die Arme vor dem Körper verschränkt, verformt der Wächter seine Augen zu schmalen Schlitzen. »Wir sind keine Menschen.«

Die Dorfbewohner sehen ihn erschrocken an.

»Was seid ihr dann?« Rick rümpft seine breite Nase.

»Wir sind Werwölfe.« Der Mann spricht, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt. Nie zuvor habe ich etwas von Werwölfen gehört. Wo kommen sie und diese neue Königin nur plötzlich her?

Angst legt sich wie ein dunkler Schatten über die Bewohner und lässt sie einige Schritte zurückweichen. Mütter stellen sich schützend vor ihre Kinder und Männer vor ihre Frauen. Ich hingegen stehe wie gelähmt mit halboffenem Mund da.

Die Wächter geben sich von unseren erschrockenen Reaktionen völlig unbeeindruckt. »Die Vampire vermehren sich schnell«, fährt Ajun fort. »Aus diesem Grund werden wir unsere Armee erweitern. Jeder Junge zwischen fünfzehn und achtzehn Jahren kann sich uns anschließen. Wir nehmen euch mit auf das Schloss und bilden euch dort zu Wächtern aus.«

»In unserem Dorf gibt es keine Krieger!«, protestiert Rick. »Wir sind allesamt einfache Leute.«

Der Oberste Wächter zuckt mit seinen Schultern, während er die Dorfgemeinschaft genauer betrachtet. »Es spielt keine Rolle, wie kampferfahren ihr seid. Wir bringen euch bei zu kämpfen, zu jagen und zu töten. Es ist eine harte Ausbildung, aber wer sie besteht, darf sich am Ende ein Wächter nennen und hat die Ehre, mit uns gemeinsam das Land zu beschützen.«

Die Furcht vor den Wächtern lässt meinen Körper weiterhin in einer Starre verharren. Die Gelegenheit, diesem trostlosen Leben zu entfliehen, bringt mich jedoch ins Grübeln. Ich sehe an meinem Körper herab. Für einen Jungen von fast siebzehn Jahren ist er viel zu schlaksig. Sicher ist das einer der Gründe dafür, warum die Mädchen mich keines Blickes würdigen. Ich habe auch nichts weiter an mir, womit ich sie beeindrucken könnte. Bei Raufereien unter Burschen sind es immer die anderen, die sich damit rühmen, gegen mich gewonnen zu haben. Lustlos und ohne Kraft suche ich bei Streitigkeiten schnell das Weite. Ich bin also weder muskulös noch erfahren im Kampf, und wäre wohl kaum ein geeigneter Soldat.

Aber wenn wirklich jeder eine Chance bekommt, dann also auch ich.

Ist es die Gelegenheit, auf die ich gewartet habe? Ist die Ausbildung zum Wächter meine Möglichkeit, um mich endlich von meinem jähzornigen Vater loszureißen?

Unentschlossen schüttle ich den Kopf. Könnte ich wirklich in den Kampf ziehen und jemanden töten? Oder würde ich vor Furcht erstarren, sobald ich dem Gegner in die Augen sehe? Die Vampire sollen furchterregende Kreaturen mit scharfen Krallen und langen Reißzähnen sein. Womöglich töten sie mich, bevor ich auch nur den Hauch einer Chance habe, sie anzugreifen.

»Dies ist eure einzige Gelegenheit. Schließt euch uns an. Lasst euer einfaches Leben hinter euch. Ein Wächter zu sein ist eine große Ehre. Ihr werdet den größten Feind Eremis' bekämpfen.« Ajun sieht über seine Schulter nach hinten und deutet mit einer Kopfbewegung auf den Wald. Die Wächter setzen sich in Bewegung. Danach verkündet er: »In zwei Tagen kommen wir wieder. Bis dahin solltet ihr es euch gut überlegen.«

Wie ein Stein bleibe ich an Ort und Stelle und sehe ihnen nachdenklich hinterher.

Ist das soeben wirklich passiert? Ist mir gerade die Möglichkeit einer Flucht geboten worden?

Innerlich völlig hin- und hergerissen packe ich die Sackkarre, mache mich auf den Weg zum Bäcker und gehe meiner täglichen Arbeit nach.

Die Bauern bringen mir ihr gedroschenes Getreide, damit ich es für sie mahle. Den ganzen Tag ist die Mühle in Bewegung. Vor dem Haus hört man friedlich das Wasser rauschen und bekommt von meiner schweißtreibenden Arbeit nichts mit. Mein Vater hilft mir nicht, er lässt mich schon seit geraumer Zeit alles allein machen. Wenn ich das Pensum meiner Arbeit mal wieder nicht erfülle, gibt es Schläge.

Die Worte des Wächters hallen mir in den Ohren nach. Alles in mir sehnt sich danach, endlich von Vater loszukommen und dafür jeden noch so kleinen Strohalm zu ergreifen. Aber ist eine Ausbildung zum Wächter für eine Königin, von der ich noch nie etwas gehört habe, wirklich die Lösung?

Einen anderen Ausweg sehe ich allerdings nicht.

Müde und erschöpft, aber auch aufgereggt, setze ich mich am Abend mit Joshua auf die Wiese hinter seinem Haus und hole zwei Äpfel aus einem Leinentuch hervor. Ich habe für die alte Witwe Nevi Äpfel von ihrem Baum gepflückt. Durch ihren krummen Rücken kommt sie nur an die untersten Äste heran. Die Äpfel mit den prallsten roten Wangen hängen aber oben in der Krone. Für mich ist es ein leichtes, hinauf zu klettern und die Äpfel zu pflücken. Zum Dank für meine Hilfe hat sie mir eine Handvoll Äpfel geschenkt. Die anderen drei habe ich gut versteckt, damit Vater sie nicht findet.

Genüsslich beiße ich in den knackigen Apfel und grüble kontinuierlich über das Angebot der Wächter. Alles kam so unerwartet. Der König und die Königin sind tot. Wie genau sie gestorben sind, will ich lieber nicht wissen.

»Wie sie wohl ist?« Joshua reißt mich aus meinen Gedanken.

Irritiert sehe ich ihn an. »Wen meinst du?«

»Königin Amara. Ob sie und die Wächter uns wirklich vor den Vampiren beschützen können?«

»Wer weiß«, murme ich, während sich in mir die Idee festigt, endlich von hier zu fliehen. »Vielleicht sollten wir uns ihnen anschließen«, platzt es schließlich aus mir heraus.

Joshua reißt seine Augen weit auf und verschluckt sich an seinem Apfel. »Den Wächtern? Bist du verrückt?«, hustet er.

»Wieso? Es wäre unsere Chance abzuhaufen.«

»Wir sind völlig unerfahren. Wir sind diejenigen, die verprügelt werden. Wie sollten ausgerechnet wir beide das Land beschützen?«

Das stimmt, aber seine Worte ändern nichts an meiner Entscheidung. Ich muss ihn überzeugen. Niemals könnte ich ruhigen Gewissens fortgehen, wenn ich wüsste, dass Joshua weiterhin von seinem Vater geschlagen wird. Wenn wir gehen, dann nur gemeinsam. »Der Oberste Wächter hat gesagt, es spielt keine Rolle, wie erfahren wir sind. Sie werden uns alles beibringen.«

Joshua schüttelt seinen Kopf so wild, dass seine kinnlangen braunen Haare hin- und herwedeln. »Nein Sev, das ist keine gute Idee.«

Ich sehe die Angst in seinen Augen. Es ist dieselbe, die auch ich verspüre. Aber lieber sterbe ich in der Ausbildung zu etwas Großem, als mich von meinem Vater zu Tode prügeln zu lassen. Seine Brutalität wächst mit jedem Tag und irgendwann würde es sicher vollkommen eskalieren. »Was haben wir denn zu verlieren?«

Josh zuckt mit den Schultern. »Ich habe kein gutes Gefühl bei dieser Sache. Irgendetwas in mir sagt, dass dies nicht der richtige Weg für uns ist.«

»Sollen wir uns lieber weiterhin von unseren Vätern wie Sklaven behandeln und verprügeln lassen? Ich halte das nicht mehr aus und ich weiß, dass es dir genauso geht. Die Wächter sind unsere Chance!«

Josh schüttelt vehement seinen Kopf, zieht die Beine nahe an den Oberkörper und schlingt seinen freien Arm um die Knie. »Ich weiß nicht.«

»Vertrau mir. Alles ist besser als das hier.« Ich ziehe mein Hemd ein Stück nach oben und präsentiere die

jüngsten Blutergüsse auf meinen Rippen. »Übermorgen kommen sie wieder. Lass uns ihnen anschließen und unser Leben endlich selbst in die Hand nehmen.«

Schweigend sieht Joshua auf meine schmerzenden Blessuren. Dann verzieht er seine Lippen und reibt sich über die Stirn. »Wenn unsere Väter davon erfahren, werden sie ausrasten.«

Da hat er recht. Wir müssen unsere Pläne unbedingt vor ihnen geheim halten. »Wenn sie es herausbekommen, wird es zu spät sein. Sie können uns nicht daran hindern, zu gehen. Es ist ein öffentlicher Aufruf der Königin. Dagegen können sie nichts machen.«

Joshuas Lippen bewegen sich, doch ihm scheinen die Worte zu fehlen. Ich habe ihn fast so weit, dass spüre ich. »In unserem Dorf sind wir ein Niemand«, fahre ich fort. »Bei den Wächtern können wir zu Helden werden.«

Joshua betrachtet mich mit ausdrucksloser Miene. »Und wenn unser Leben dort genau so sein wird wie hier?«

Energisch schüttle ich den Kopf. »Das wird es nicht. Wir fangen noch einmal komplett neu an und überzeugen sowohl die Wächter als auch die Königin. Und jeden, der uns gesagt hat, wir würden es eh nie zu etwas bringen. Ganz besonders unseren Vätern werden wir das Gegenteil beweisen.« Ich sehe schon das dumme Gesicht meines Vaters vor mir, wenn ich als ruhmreicher Wächter vor ihm stehe.

»Also gut.« Joshuas Einwilligung klingt wenig überzeugend, aber sie genügt vorerst.

»Alles wird gut«, versuche ich, ihn zu bekräftigen und damit seine Furcht etwas zu mildern. Dabei habe ich selbst Angst. Angst, dass meine Hoffnung nur eine Illusion ist und ich kläglich scheitern werde. »Du wirst schon sehen.«

3

Severin

Ungeduldig tippe ich mit meinem rechten Fuß, als ich vom Brunnen auf die Mitte des Dorfplatzes schaue und auf das Eintreffen der Wächter warte. Ich versuche, mich so unauffällig wie möglich zu verhalten. Niemand soll wissen, dass Joshua und ich uns ihnen anschließen wollen, damit uns keiner davon abhalten kann.

Joshua hat gestern kaum ein Wort gesprochen und war den ganzen Tag ein wenig geistesabwesend. Er ringt noch immer mit dem Gedanken, sich den Wächtern tatsächlich anzuschließen und ich kann ihn verstehen. Rein äußerlich betrachtet sind wir beide nicht wie Soldaten und keiner weiß, wie schwer die Ausbildung wird. Eine Ausbildung angeleitet von Werwölfen, die einer unbekanntem Königin dienen. Ihr plötzliches Auftreten lässt tausend Fragen durch meinen Kopf schwirren. Aber mein Entschluss steht fest. Amara gibt uns die Möglichkeit, etwas aus unserem Leben zu machen. So eine Chance bekommen wir womöglich nie wieder und deswegen müssen wir sie unbedingt ergreifen.

Langsam ziehe ich den Eimer Wasser aus dem Brunnen und fülle es in meinen eigenen um, bevor ich den Holzeimer erneut am Seil nach unten lasse. Mein Blick fällt auf Joshua, der vor seinem Haus kehrt und völlig nervös wirkt. Seine Haut hat jede Farbe verloren und selbst aus einigen Metern Entfernung kann ich erkennen, wie er zittert. Hoffentlich macht er im entscheidenden Moment keinen Rückzieher. Unsere Väter sind nirgends zu sehen. Mein

alter Herr schläft noch seinen Rausch aus und Joshuas Vater ist frühzeitig aufgebrochen, um im Wald Holz zu hacken. Wenn es bei uns eine Sache im Überfluss gibt, dann Holz. Der dichte Laubwald um uns herum versteckt nicht nur unser Dorf vor Unbekannten, er bietet auch Schutz vor Kälte und Wind. Ebenso versorgt er uns mit Holz im Überfluss. Die Bäume sind stellenweise so dicht bewachsen, dass die Äste sich verformen. Das Laubwerk leidet darunter. Es gibt viele kahle Stellen. Diese schneiden wir alle ab und nutzen sie für den Kamin, um Feuer zu machen.

Der Gedanke an die schöne Natur mit den vielen Buchen, Birken, Ahornen und Eichen kann mich leider nur bedingt beruhigen. Auf dem ersten Blick sieht in unserem beschaulichen Dorf zwar alles aus wie immer, die Leute gehen ihrer gewohnten Arbeit nach, aber es liegt eine gewisse Furcht und Anspannung in der Luft. Immer wieder sehe ich mich um. Die Wartezeit kommt mir quälend langsam vor und meine beiden Eimer sind bereits voll mit Wasser. Länger kann ich nicht am Brunnen bleiben, ohne aufzufallen. Es sei denn, ich würde einen der Eimer versehentlich umstoßen.

Prüfend drehe ich mich um, um mich zu vergewissern, dass mein Vater noch immer nicht in der Nähe ist. Wenn ich den Eimer vor seinen Augen umstoße, wird er sofort wutentbrannt auf mich zustürmen, mich schlagen und als jämmerlichen Nichtsnutz beschimpfen. Zum Glück scheint er weiterhin das Haus nicht verlassen zu haben.

Ich wende mich vom Eimer ab, um ihn beim Rückwärtsgehen umzustößen. Dabei schaue ich zu Joshua, der mit offenem Mund dasteht und in den Wald schaut. Sofort drehe ich mich in diese Richtung und atme tief durch, als ich die Wächter erspähe. Erhobenen Hauptes marschieren sie auf das Dorf zu. Schon von Weitem kann ich die aufrechte

Haltung, die muskulöse Statur sowie den entschlossenen Blick wahrnehmen. Wie eine Rüstung tragen sie ihren Stolz.

Im Gegensatz zu den Soldaten des Königs zieren keine Kettenhemden, Brustpanzer oder Helme ihre Körper.

Hinter den Wächtern laufen einige Burschen, die den Eindruck erwecken, in eine Ehrengarde berufen worden zu sein. Ein dunkelhaariger hochgewachsener Junge trägt die Nase besonders weit oben.

Ich zähle die Anwärter, als sie an mir vorbeilaufen. Zwölf heranwachsende Männer haben sich den Wächtern bereits angeschlossen. Die meisten von ihnen sind entweder überdurchschnittlich groß oder ziemlich kräftig. Dazwischen werden Joshua und ich wahrscheinlich winzig und lächerlich wirken. Zumindest werde ich winzig wirken, denn Joshua ist ein ganzes Stück größer als ich. Aber ich werde mich von dem äußeren Anschein weder blenden noch abschrecken lassen. Nichts und niemand kann mich davon abhalten, endlich von hier zu verschwinden.

Sowie die Wächter zum Zentrum des Dorfes laufen und sich aufstellen, versammeln sich die Bewohner um sie herum und blicken neugierig auf die jungen Anwärter. Ich bleibe am Brunnen stehen, sehe zu Joshua, der sich am Besen festkrallt, als würde er ohne ihn gleich umfallen. Egal wie schwer es ihm fällt, er wird mir jetzt vertrauen müssen. Es ist der richtige Weg für uns.

Ajun

Als würden wir billige Ware auf einem Marktplatz anbieten, werden wir und unsere Anwärter von der Dorfgemeinschaft

beäugt. Fingerzeigend, kopfschüttelnd oder nur dämlich starrend stehen sie wie ein Hühnerhaufen vor mir und den anderen.

»Ist ihr Anblick nicht zum Schreien?«, schnaubt Veit und erntet den Zuspruch einiger anderer Wächter.

Allein seine Stimme lässt mich genervt die Augen rollen. Warum kann er nicht einmal sein Maul halten? Ich werfe ihm einen finsternen Blick über die Schulter zu und raune meine Worte gerade laut genug, damit Veit mich versteht. »Sei still. Wir wollen schließlich noch mehr potenzielle Anwärter finden.«

Mit einem abwertenden Pfeiflaut verschränkt Veit die Arme vor dem Körper. Die Muskeln an seinen Oberarmen spannen sich an. Im Gegensatz zu den meisten anderen von uns trägt er keine Wolljacke. Sein Hemd aus feinem Leder besitzt nicht einmal Ärmel. Mir ist der Grund dafür bekannt. Er ist ein selbstverliebter Dirnenspross, welcher seine Muskeln den ganzen Tag zur Schau stellen muss. Veit ist ein wenig kleiner als ich, aber breiter und ein Mann, dem man im Dunkeln niemals den Rücken kehren sollte. Er ist Arglist und Hohn in einer Person. »Hier gibt es keine Kämpfer. Das haben die doch selbst gesagt.«

»Und ich habe gesagt, du sollst still sein.« Meine Stimme ist nur noch ein bedrohliches Knurren, welches Veit ebenso böse erwidert. Seit seinem ersten Tag als Wächter hat er deutlich zu verstehen gegeben, dass Gehorsam nicht seine Stärke ist.

Am liebsten würde ich ihn an seinen langen blonden Haaren packen und seinen Kopf in eine der schlammigen Pfützen tauchen. Nicht um der Genugtuung Willen, sondern um ihm deutlich zu machen, wer von uns beiden der Oberste Wächter ist. Aber es wäre unklug, dies vor den

Augen so vieler Menschen zu tun. Wir wollen uns ihnen gegenüber nicht als wilde Tiere präsentieren, sondern als stolze Wächter. Wir sollen das verkörpern, wovon die Anwärter träumen. Große starke Krieger, die ihre Worte weise sprechen. Also lasse ich meine Selbstbeherrschung gewinnen. Es wird mir Triumph genug sein, wenn wir zurück auf dem Schloss sind, und ich es bin, der Amara in ihr Gemach folgt. Ich spüre ein deutliches Zucken in meinen Lenden, als ich an meine wunderschöne Königin denke, an ihren weichen Körper, ihre warme Haut. Und ich bin der einzige, der ihre fleischlichen Gelüste befriedigen darf.

Ich richte meine Aufmerksamkeit wieder auf die wartende Masse vor mir. So viele Männer, Frauen und Kinder scharren sich um uns. Ihnen allen steht das reinste Grauen ins Gesicht geschrieben. Keiner erweckt den Anschein, diese Einöde verlassen zu wollen. Dennoch versuche ich mein Glück. Ich habe es Amara versprochen. »Und?« Rau und fordernd spreche ich zu ihnen. »Welcher junge Mann ist mutig genug, um sich uns anzuschließen?«

Nichts regt sich. Stattdessen sehen die Menschen mich nur fragend an. Es ist genau die Reaktion, die ich von dieser entgeisterten Masse erwartet habe.

»Sagt uns zuerst, wieso nun diese Amara Königin ist und woher sie und ihr Wächter so plötzlich kommt«, fordert ein Mann mit üppigem Bierbauch. Ich erkenne ihn wieder. Dieser Mann hat auch bei unserem letzten Besuch das Wort erhoben.

»Wir sind gekommen, um euch zu retten«, antworte ich knapp. »Der Rest ist unwichtig.« Und würde sie nur verschrecken.

Die Lippen des Mannes beben, doch hinter mir ertönt ein so bedrohliches Knurren, was ihn seine Worte herunter schlucken lässt.

Ich muss mich nicht umdrehen, um das Knurren zu lokalisieren. Es ist Veit. Ich würde es niemals vor ihm zugeben, aber in Momenten wie diesen sind seine bedrohliche und unbeherrschte Art durchaus von Vorteil. Sie bringen mich um langweilige und zeitraubende Debatten.

»Also?«, erneut warte ich auf eine Antwort. »Findet sich hier jemand, der mutig ist?«

Prüfend betrachten die Dorfbewohner ihre Nachbarn. Niemand tritt hervor. Nicht einen einzigen Muskel bewegen die Jungen, stehen wie versteinert neben ihren Eltern.

Ich kneife leicht meine Augen zusammen, während mein Blick über die Menschen schweift. Zehn solcher kleinen Dörfer haben wir schon besucht, um nach neuen Anwärtern Ausschau zu halten. Lediglich zwölf Anwärter haben sich bisher gefunden. In diesem Land scheint Mut ein großes Manko zu sein. Aber es lohnt sich nicht, noch länger zu warten. Dies ist das letzte Dorf, in dem wir nach potenziellen Anwärtern suchen. Aber hier besitzt anscheinend keiner genug Mumm, um sich der Ausbildung zu stellen. Ich werde die Truppe also nicht weiter aufstocken können. Aber zwölf sind immerhin besser als gar nichts.

Ich will den anderen gerade ein Zeichen zum Aufbruch geben, da ertönt plötzlich eine männliche Stimme.

»Ich!«

Ich drehe meinen Kopf zur Seite und mustere den hochgewachsenen Jungen mit dem aschblonden Haar argwöhnisch, genau wie ich es bei all den anderen getan habe. »Dann reih dich ein!«, befehle ich kurz und er stellt sich zu den anderen Anwärtern. »Sonst niemand?«, hake ich ein letztes Mal nach. Jetzt, wo der Anfang getan ist, findet sich vielleicht doch noch jemand.

Ungeduldig sehe ich mich in der Menge um. Mein Blick bleibt am Brunnen haften, wo ein schlaksiger Bursche immer wieder zwischen uns und einem anderen ebenfalls knochigen Jungen hin- und hersieht. Der andere steht vor einem Haus und krallt sich an einem Besen fest. Unsere Anwesenheit scheint ihn in eine Art Starre versetzt zu haben.

Wie von einem Blitz getroffen rennt der Knabe vom Brunnen plötzlich los. »Wir!«, ruft er entschlossen, als er neben dem größeren Burschen vor dem Haus stehen bleibt und ihm etwas zuflüstert. Der Mund des Braunhaarigen bleibt offen, als der andere mit seinem Kopf zu uns deutet. Beide verharren an Ort und Stelle. Niemand rührt sich.

»Was ist denn nun?«, stoße ich ihnen bellend entgegen und verschränke die Arme vor dem Körper. Diese zwei schwächtigen Tunichtgute sehen aus, als würden sie nicht einmal ein Schwert halten können. Am liebsten würde ich ihnen die Aufnahme verweigern. Nicht wegen ihrer schlaksigen Körper, sondern ihrer mangelnden Entschlossenheit. Es bedarf eines eisernen Willens, um die Ausbildung zu überleben, und den suche ich bei den beiden vergeblich.

Der Kleinere sieht mir entschlossen entgegen und läuft auf mich zu. Der Knabe hinter ihm stellt nur zögerlich seinen Besen ab, ehe er ihm langsam folgt.

Noch habe ich Hoffnung, die beiden seien zu jung. »Wie alt seid ihr?«

»Ich bin fast siebzehn«, antwortet mir der vordere Knabe mit den kupferfarbenen Locken. »Joshua ist fünfzehn.«

Ich muss sie also mitnehmen. Amaras Befehl ist eindeutig gewesen. Alle Jungen zwischen fünfzehn und achtzehn Jahren, die willig sind, ein Wächter zu werden, sollen ins Schloss gebracht werden. Egal wie groß oder stark sie sind. Ob sie als Wächter geeignet sind oder nicht, wird sich in der

Ausbildung zeigen. Mit einem abwertenden Schnaufen wende ich den Blick ab. »Dann reiht euch ein.«

»Moment mal«, hallt unvermittelt von irgendwo eine volltrunkene garstige Stimme. Ein dickbäuchiger Mann mit dreckiger Kleidung drängt sich durch die Masse und sieht uns zornig entgegen. »Mein Sohn bleibt hier!« Er geht noch einen Schritt auf uns zu und visiert den dünnen Burschen mit den Locken an. Selbst von hier aus kann ich seine Alkoholfahne riechen, was mich angewidert die Nase rümpfen lässt. Ich hasse es, wenn sich Mann so sehr mit Alkohol betrinkt, dass er nicht mehr aufrecht zu gehen vermag und seine Sinne ihn trüben. Ein deutlicheres Zeichen des Verlustes der Selbstkontrolle gibt es kaum. Und ein Mann sollte niemals, aber auch wirklich niemals, die Kontrolle über seinen Körper und seinen Geist verlieren.

Der Mann streckt bereits eine Hand nach dem Knaben aus, da stellt sich ihm Le, ein Wächter mit leuchtend rotem Haar, entgegen. Begleitet von einem bedrohlichen Schnaufen stützt er seine Hände in die Hüften. »Wer sagt das?«

»Ich!«, erwidert der elende Trunkenbold von Vater. »Ich habe ihm nicht erlaubt, sich euch anzuschließen.«

Le stößt ein böses Knurren aus. »Hier braucht niemand eine Erlaubnis. Die Königin hat alle Jungen ab fünfzehn Jahren eingeladen, sich uns anzuschließen. Da kann ein kleiner Wurm wie du es bist nichts daran ändern.«

»Und was ist mit meiner Mühle? Ich kann sie nicht völlig alleine bewirtschaften.«

Le lacht höhnisch. »Das ist doch nicht unser Problem. Und jetzt geh mir aus den Augen!«

Zornig funkeln sich die beiden an. Der Mann ballt seine Hände zu Fäusten und würde gewiss am liebsten zuschlagen. Aber so dumm ist er dann doch nicht. Le ist ein Berg

aus Muskeln und würde dem Mann alles doppelt zurückzahlen. Also zieht er sich nach Luft schnappend und kopfschüttelnd zurück. Aber nicht, ohne seinen Sohn zu demütigen. »Du elender Feigling. Niemals wird aus dir ein Wächter werden, hörst du. Die Königin wird schon sehen, was für ein Taugenichts du bist und dich schnell aus dem Schloss werfen. Glaube ja nicht, du könntest danach wieder hierher zurückkehren!«

Augenrollend strecke ich einen Arm in die Luft. Ich habe genug von den Beleidigungen, genug von diesem Ort. »Brechen wir auf!«, befehle ich und laufe voraus. Raus aus dem Dorf führe ich die anderen tiefer und tiefer in den Wald. Die Sonnenstrahlen dringen schwach durch das dichte Geäst. Das Laub raschelt unter unseren Füßen. Die Vögel halten in ihrem Zwitschern inne und bewegen sich keinen Millimeter. Wie versteinert sitzen sie in den Bäumen und lassen uns nicht aus den Augen. Sie spüren das Raubtier in uns.

»Werdet ihr uns auch in Werwölfe verwandeln?«, gibt plötzlich einer der Anwärter ganz erheitert von sich.

»Natürlich«, antwortet ihm Veit. Die Stimme des blonden Hünen klingt abwertend und spöttisch. »Anders würdet ihr die Ausbildung gar nicht überleben.«

»Und, wie ist es so, ein Werwolf zu sein?« Bei solchen Fragen bekomme ich regelrecht Kopfschmerzen und reibe mir die Stirn.

Veit dagegen rühmt sich. »Als Wolf sind wir schneller, stärker und bedeutend größer als Menschen. Ein einziger Hieb mit unserer Pranke und der Kopf fällt ab.«

Es sieht ihm ähnlich, dass er genau das den Menschen erzählt. Seine Macht zu demonstrieren ist alles, was ihn erheitert. Das und andere zu beleidigen.

»Das ist echt toll«, schwärmt der Junge. »Ich kann es kaum noch erwarten.«

Bei solch dummer Euphorie kann ich nur mit dem Kopf schütteln. Der Bursche interessiert sich nur dafür, wie mächtig er als Werwolf sein wird. Wüsste er, wie grausam der Weg dorthin sein wird, wäre er sicher nicht mehr so angetan.

»Wie genau werdet ihr uns denn verwandeln?«, ertönt nun eine andere Stimme.

»Durch einen Biss!« Ein tiefes Knurren begleitet meine Stimme und alles um mich herum verstummt. Mit so einer Antwort hat wohl keiner der Anwärter gerechnet.

»Was?«, dringt Veits boshafte Stimme an meine Ohren. »Habt ihr jetzt etwa Angst?« Ein höhnisches Lachen dringt aus seiner Kehle.

»Nein«, entgegnet einer der Burschen entschlossen.

»Das will ich euch auch raten«, droht Veit. »Wir Wächter haben vor gar nichts Angst und das Gleiche erwarten wir von euch. Der Krieg ist blutig und brutal, da können wir keine Waschlappen gebrauchen!«

Wir haben vor gar nichts Angst? Das ich nicht lache. Es gibt eine Sache, vor der Veit höllische Furcht hat. Die Tatsache, niemals Oberster Wächter zu werden.

Severin

Bei einem Blick zur Seite kann ich sehen, wie sämtliche Farbe aus Joshuas Gesicht weicht. Abrupt bleibt er stehen und der Junge hinter ihm rempelt ihn an.

»Hey, pass doch auf!«, zischt dieser gleich und läuft nur widerwillig um Joshua herum.

Auch mein Herz rast noch von der Nachricht, gebissen zu werden. Mir ist bei diesem Gedanken mindestens genau so schlecht wie Josh.

»Wir sollten umkehren«, murmelt Joshua vor sich hin und sieht mich mit großen Augen an.

»Auf gar keinen Fall«, entgegne ich entschlossen. »Du hast gehört, was mein Vater gesagt hat. Und deiner wird dich auch nicht herzlicher empfangen.«

»Sie werden uns beißen!« Joshua zittert am ganzen Körper und sieht den Wächtern zähneknirschend hinterher. Wir sind bereits ein wenig zurückgefallen, doch die Anderen scheint es nicht zu interessieren.

Ich muss mich beeilen. Auf gar keinen Fall dürfen wir den Anschluss verlieren. »Wir werden das überstehen und der Welt beweisen, dass wir etwas bewegen können.«

»Ich muss nichts beweisen«. Joshuas Stimme ist nur ein unwirsches Nuscheln. »Ich will einfach nur überleben.«

»Und wer garantiert uns, dass uns unsere Väter nicht irgendwann zu Tode prügeln?«

Kreidebleich und mit offenem Mund starrt Joshua mich an. Kein einziges Wort verlässt mehr seinen Mund.

Ich wedle wild mit den Händen. Die Zeit rennt uns davon. »Es ist unsere einzige Chance«, argumentiere ich energisch, packe ihn am Arm und laufe langsam voraus.

Nur sehr zögerlich setzt Joshua einen Fuß vor den anderen, als ich ihn mit mir ziehe.

Nachdem wir beide zur Gruppe aufgeholt haben, wirft ein Junge mit Haar so rot wie Wein einen Blick über seine Schulter. »Hey Kai«, sagt er und stößt den Jungen neben sich mit dem Ellenbogen an. »Sieh mal, wer wieder da ist.«

Kai ist einer der größten und wirkt ziemlich kräftig. Nahezu belanglos streicht er sich durch sein kurzes schwarzes

Haar und beäugt uns argwöhnisch. Mit einem frechen Grinsen dreht er sich erneut zu dem anderen Jungen. »Ich werde einer der besten Anwärter sein«, prahlt er lauthals. »Ich bin immerhin schon achtzehn und einer der ältesten hier. Ich habe schon sehr oft gekämpft und noch nie verloren.«

Ich habe keine Ahnung, was seine Prahlerei auf einmal soll, aber bei der nächsten Bemerkung wird mir schnell klar, dass Kai uns gezielt angreifen will.

»Warum die Königin allerdings wirklich ALLE Jungs, die wollen, die Ausbildung antreten lässt, ist mir schleierhaft. Solche wie die schaffen das doch nie.« Mit einer abwertenden Kopfbewegung deutet er nach hinten auf Josh und mich. In meinem Hals bildet sich ein dicker Kloß. Im Gegensatz zu Kai wirke ich wie ein Zwerg, doch ich werde mich von der Tatsache, einer der schwächsten Anwärter zu sein, nicht entmutigen lassen. Ich werde alles geben, um zu beweisen, dass ich irgendwo in dieser Welt dazugehöre.

»Hey!«, zischt der Wächter mit langer blonder Mähne und Vollbart auf einmal. »Dein Gelaber interessiert hier niemanden. Halte deine Klappe und beweise dich, wenn es soweit ist.«

Zu meiner Erleichterung ist Kai nun endlich still. Mittlerweile sind wir so tief in den Wald vorgedrungen, dass ich gar nicht mehr weiß, in welcher Richtung mein Dorf liegt. Meine Füße schmerzen bereits von dem vielen Laufen. Durch meine abgetragenen Schuhe spüre ich jede Unebenheit. Meine Kehle ist ganz ausgetrocknet und in meinem Bauch beginnt es zu rumoren.

Etwas Blaues blitzt zwischen dem Dickicht der Bäume auf. Ein Teich. Mein Mund sehnt sich nach Erfrischung.

Ajun bleibt stehen und wirft uns einen kurzen Blick über die Schulter zu. »Wir machen eine kurze Rast!«

Erleichtert atme ich auf. Schwer seufzend lasse ich mich wie ein nasser Sack am Ufer des Sees nieder und schöpfe mir gierig Wasser in den Mund. Das kühle Nass rinnt meine Kehle hinunter und ist eine Wohltat nach dem anstrengenden Marsch. Erschöpft lege ich mich nach hinten und strecke meine Glieder aus. Die Sonne geht langsam unter und ich fühle mich so unendlich müde.

Doch die Pause ist nur von sehr kurzer Dauer.

»Es geht weiter!«, ruft Ajun und läuft bereits voraus.

Mühsam erhebe ich mich vom Boden. Joshua kauert noch neben mir und sieht völlig mitgenommen aus. Ich reiche ihm meine Hand und ziehe ihn auf die Beine. Wir beide kennen den genauen Weg bis zum Schloss nicht. Ich weiß nur von Erzählungen, dass es von unserem Dorf ein langer Marsch ist, von dem wir noch nicht so viel geschafft haben können.

Während Joshua und ich den anderen wortlos folgen, weil die Erschöpfung uns immer tiefer mit sich reißt, scheint es Kai kaum noch abwarten zu können, ein Werwolf zu werden.

»Wann werdet ihr uns denn beißen?« Voller Euphorie wendet dieser sich an die Wächter.

Angeekelt sehe ich ihn an. Ich will gar nicht daran denken, welche Schmerzen dieser Biss auslösen wird. Ich habe noch nie einen Werwolf gesehen, aber ihre Kiefer werden mindestens so breit wie die eines großen Hundes sein. Und von solch einem Hund gebissen zu werden, tut weh.

»Noch heute Nacht«, antwortet ihm der rothaarige Wächter, der sich auf dem Dorfplatz meinem Vater in den Weg gestellt hat. Dafür bin ich ihm unheimlich dankbar. Auch wenn ich glaube, dass er es weniger für mich und mehr für die Ehre der Wächter getan hat.

»Ich werde heute Abend schon ein Werwolf sein?« Kai grinst fröhlich vor sich hin. »Das ist ja der Wahnsinn.«

»Heute Nacht wird sich keiner von euch verwandeln.« Erneut spricht der Rothaarige.

»Wir werden heute Nacht trotzdem unseren Spaß haben«, bringt der Wächter mit der langen blonden Mähne ein. Sein Tonfall ist hämisch. »Ihr werdet eine ziemlich große Wunde von dem Biss davontragen. Sobald das Gift des Werwolfs wirkt und die Wunde zu heilen beginnt, werdet ihr nicht mehr Herr über eure Sinne sein. Ihr werdet die Kontrolle über euch selbst verlieren und zu Aggressionen neigen.«

Geschockt folge ich dem Wortwechsel der beiden. Wieso haben sie solch einen Spaß daran, uns zur Flucht zu verleiten?

»Hey Veit«, sagt plötzlich der Rothaarige. »Was meinst du, wie viele von denen die erste Nacht nicht überleben werden?«

Höchst amüsiert lacht er auf. »Keine Ahnung. Eingesperrt in einem Käfig kann es passieren, dass sie sich gegenseitig umbringen.«

»Le, Veit!«, knurrt Ajun. »Das reicht jetzt!«

Der blonde Wächter ballt seine Hände zu Fäusten. Sein eben noch erheiteter Ausdruck verwandelt sich schlagartig zu gereizt. »Was denn?«

Ajun kehrt um und bleibt direkt vor ihm stehen. »Du hast mich schon verstanden, Veit. Also halte dein Maul!«

Eine Zeit lang starren sich die beiden gegenseitig an. So finster, wie sie sich dabei anblitzen, scheint mehr dahinterzustecken als die Tatsache, dass Veits Gerede Ajun nicht gepasst hat. Die beiden Wächter haben ganz klar ein ernstes Problem miteinander. Sie sehen aus, als würden sie sich jeden Moment an die Gurgel springen, doch dann dreht

Ajun Veit den Rücken zu. Der blonde Wächter knirscht mit den Zähnen, als ich an ihm vorbeilaufe. Dieser Wächter macht mir von allen am meisten Angst.

4

Severin

Nervös blicke ich in den Himmel. Der straffe Marsch des Tages lässt meine Füße brennen und meine Beine schmerzen. Doch die Müdigkeit und Erschöpfung können die Furcht, die tief in mir verankert ist, nicht mildern. Mein Herz schlägt mir bis zum Hals bei dem Gedanken daran, was gleich passieren wird.

Der Vollmond steht senkrecht über dem Wald und spiegelt sich im See. Angst liegt in der Luft. Ob es nur meine eigene ist, vermag ich nicht zu sagen.

»Stellt euch in einer Reihe auf!«, befiehlt Veit rau. Seit der Oberste Wächter vor wenigen Minuten im Dickicht der Bäume verschwunden ist, gibt er hier den Ton an.

Mit einem dicken Kloß im Hals folge ich seinem Befehl und lasse meinen Blick über den gespannten Ochsenkarren schweifen, den zwei andere Wächter hergebracht haben. Ein Käfig befindet sich auf dessen Ladefläche, viel zu klein, um uns allen ausreichend Platz zu gewähren, aber das interessiert die Wächter sicherlich wenig.

Mir ist ganz schlecht, als ich wieder nach vorn sehe und bin mindestens genauso blass wie Joshua, der das Schlusslicht der Reihe bildet. Kai hingegen streckt die Nase in die Höhe und positioniert sich ganz vorne. Auch wenn zwölf andere Anwärter zwischen uns stehen, trotzdem bleibt es mir nicht verborgen, wie sehr es Kai nach der Macht der Werwölfe düstert. Keinerlei Anzeichen von Angst sind ihm ansehn. Dafür bewundere ich ihn.

Die Wächter legen ihre Waffen nieder, öffnen ihre Gürtel und legen ihre Kleidung ab. Splitterfasernackt stehen sie aufrecht vor uns Anwärtern, ohne jegliches Schamgefühl. Für sie scheint es das Normalste der Welt zu sein, sich vor so vielen fremden Augen zu verwandeln. Ein Gedanke, an den ich mich noch gewöhnen muss. Im Mondschein erkenne ich einen Schatten auf der rechten Brust der Wächter. Ihre Körper sind über und über mit stählernen Muskeln bepackt, bei mir hingegen sieht man nicht mal Konturen davon, dabei arbeite ich täglich schwer.

Ob ich nach einigen Jahren bei den Wächtern vielleicht auch so aussehen könnte? Ich muss ja nicht ein solches Muskelpaket werden, aber ich will endlich wie ein Mann aussehen.

Ehrfürchtig betrachte ich die Männer. Warum hat sich Ajun wohl zurückgezogen? Will er sich in Ruhe verwandeln, ohne dabei angegriffen zu werden? Vielleicht gehört ihm dieses Privileg als Oberster Wächter.

Ein tiefes Knurren ertönt und lässt mich für einen Moment erschauern. Mit großen Augen beobachte ich, wie sich die Körper der Wächter verformen. Ich schlucke schwer, als ihre Knochen brechen und sie in eine ungewöhnliche Haltung ziehen. Doch die Männer scheinen dabei kaum Schmerzen zu haben. Eher gar keinen. Kein schmerzverzerrtes Gesicht. Kein Aufschreien. Nichts deutet ansatzweise daraufhin. Fasziniert beobachte ich, wie ihre Haut von braunem oder gräulichem Fell bedeckt wird. Ihre langen Krallen bohren sich in den Waldboden. Ihre messerscharfen Zähne blitzen mir entgegen und lassen meinen Atem immer wilder rasen.

Veit, der eben noch ein blonder Hüne gewesen ist und dessen braunes Fell nun seine breiten Muskeln umhüllt,

stellt sich aufrecht auf den Hinterbeinen direkt neben mich. Sein mächtiges Erscheinungsbild, gepaart mit der finsternen Miene, macht diese Kreatur wohl zur Furchteinflößendsten, der ich je begegnet bin. Meine schwächliche Gestalt wirkt neben dem Werwolf wie dessen Frühstück.

Ich rechne bereits damit, dass er mich packt und zubeißt, doch es passiert nichts. Er und die anderen Wächter stellen sich neben uns Anwärtern auf, schauen nach vorn und erwecken den Anschein, auf irgendetwas zu warten.

Oder besser gesagt, auf irgendjemanden.

Das Knacken im Unterholz lässt mich erstarren. Mein Herz hämmert schmerzhaft schnell gegen meine Brust, als sich eine düstere Gestalt zwischen den Bäumen nähert.

Ein unwillkürliches Zucken durchfährt meinen Körper, als ich den Wächter mit dem schwarzen Fell erspähe.

Das muss Ajun sein.

Er ist größer als die anderen. Die riesige, schwarze Gestalt kommt direkt auf uns zu und gibt ein lautes Knurren von sich, das mir direkt unter die Haut fährt. Ich spüre, wie meine Glieder beim Anblick der Kreatur zittern. Ich kann sogar hören, wie Joshuas Zähne hinter mir klappern.

Als ich mich zu ihm umdrehe, sehe ich, wie stark Joshua mit den Tränen zu kämpfen hat. Sein Gesicht ist vor Angst völlig nassgeschwitzt und sein kinnlanges, braunes Haar klebt an seiner Haut.

»Versuche, dich zu beruhigen«, flüstere ich meinem Freund zu. Doch es fällt ihm schwer, nicht zu weinen.

Alles an ihm drückt reines Entsetzen aus. Von der leicht geduckten Haltung bis hin zu seinen wachsamen Augen.

»Was haben wir uns nur dabei gedacht?«

»Seid still!«, kläfft uns Veit an. Er kommt mir so nah, dass ich seine stechendgelben Augen erkennen kann, die

ein eindeutiges Warnsignal abgeben. Ich zucke bei seiner tiefen Stimme erneut zusammen und richte den Blick sofort wieder nach vorn.

Der riesige Werwolf wirkt bedrohlich, doch wer jetzt vor Angst am liebsten die Flucht ergreifen würde, darf es nicht zeigen. Auf dem Weg durch den Wald haben die Wächter uns eindrucksvoll erklärt, dass sie keinerlei Furcht verspüren und von uns Anwärtern das Gleiche erwarten.

Ajun winkt den ersten Jungen zu sich. Mit durchgestrecktem Rücken und erhobenem Haupt tritt Kai näher zu ihm. Wenn sein Körper so zittert wie meiner, so lässt er sich nichts anmerken. Ajun wartet nicht lange und streckt seine Krallen nach ihm aus. In Blitzeseile senkt er seinen Kopf nach unten und bohrt die messerscharfen Zähne in Kais Hals. Statt eines Schreis voller Schmerzen ertönt nur ein kehliges Stöhnen. Sobald der Werwolf von ihm ablässt, sinkt Kai zu Boden und verharrt dort regungslos. Das Blut läuft in Strömen seinen Hals hinab. Noch nie in meinem Leben habe ich etwas derart Grauens erlebt. Meine innere Stimme ruft mir zu: Lauf so schnell du kannst!

Aber wo sollte ich hin?

Ich kann nicht zurück. Ich muss das hier durchstehen. Kostet es mich auch noch so viel Willenskraft.

Ein Wächter mit grauem Fell packt Kai am Arm. Ich bin mir sicher, dass sein Name Le ist. Ich habe gehört, wie Ajun ihn und den blonden beim Namen rufen hat. Le schleift Kai zu dem Ochsenkarren, öffnet die Metallstangen des Käfigs und hievt Kai hinein. Im Moment ist er bewusstlos, aber ich weiß nicht, wie lange dieser Zustand andauern wird.

Entgegen jedem Drang zu fliehen folge ich den anderen Anwärtern und trete einen Schritt nach vorn. Erneut drehe ich mich zu Joshua um. Er ist bei diesem scheußlichen

Anblick erstarrt und steht da wie gelähmt. Wieder ist es Veit, der ihn gereizt ansieht und zum zweiten Mal ermahnt. »Los, geh weiter!« Doch seine entsetzliche Angst lässt ihn an Ort und Stelle verharren. Erst als der Wächter ihn anknurrt, bewegt er sich vorwärts.

»Wir schaffen das«, flüstere ich ihm zu. Unwissend, ob ich damit wirklich Joshua oder mich selbst beruhigen will. Die Szenerie, die sich vor mir abspielt, versetzt mich mit jedem Atemzug mehr in Panik.

Als nur noch ein Anwärter vor mir in der Reihe steht, zittert mein Körper unkontrolliert. Wie hatte ich denn geglaubt, würde der Biss ablaufen? Schnell und schmerzlos? Nein, ich hätte es besser wissen müssen. Hätte wissen müssen, dass es die schlimmste Qual meines Lebens wird. Aber ich bin so darauf fixiert gewesen, ein besseres Leben zu haben, dass ich den Preis dafür ausgeblendet habe. Nun habe ich keine Wahl mehr. Entweder werde ich es überleben und die Ausbildung antreten oder sterben.

Der letzte Junge vor mir geht zu Ajun. Auch er wird gepackt, gebissen und kurze Zeit später sinkt er vor Schmerzen bewusstlos auf den Boden. Als er in den Käfig gesteckt wird, stapeln sich die Körper bereits darin. Ich kann meinen Blick nicht von dem Karren abwenden und verschwende damit kostbare Zeit.

»Nach vorn!«, herrscht mich Le an. Seine gelben Augen leuchten vor Zorn.

Mein Herz rast. Mir ist kalt und heiß zugleich, als ich auf den mit Blut getränkten Waldboden trete und an der riesigen Gestalt nach oben schaue. Furcht schnürt mir die Kehle zu. Selbst wenn ich wollte, so könnte ich jetzt nichts sagen. Ich starre die Kreatur an. Etwas auf seiner Brust erhält meine Aufmerksamkeit. Zwischen dem dicken schwarzen

Fell ist eine kahle Stelle. Das Brandzeichen. Es ist das Abbild einer Rose.

Ehe ich weiter über den Sinn dieses Brandzeichens grübeln kann, werde ich von Ajuns scharfen Krallen gepackt. Panisch blicke ich auf und bin verwundert. Irgendwas ist anders an Ajun. Seine Augen. Sie sind strahlend blau, wie als Mensch. Nur für einen Wimpernschlag kann mich diese Tatsache ablenken, dann verspüre ich einen stechenden Schmerz, als sich die Krallen in meinen Rücken bohren. Mein Herz pocht wild, mein Atem rast. Doch das eben war nur ein kleiner Vorgeschmack. Ich spüre den Atem des Wächters an meinem Hals. Dann brennt es, als würde ich in Flammen stehen. Es dringt durch meinen gesamten Körper. Das Stechen im Rücken ist längst vergessen. Noch nie in meinem Leben musste ich solche Höllenqualen ertragen. Ich reiße die Augen weit auf, spüre, wie die scharfen Zähne des Wächters mein Fleisch durchbohren und warmes Blut an meinem Hals hinab läuft. Ich will schreien, aber nicht mehr als dumpfe Töne verlassen meinen Mund.

Als Ajun von mir ablässt, habe ich das Gefühl, er hätte mir den halben Hals abgebissen. Hart komme ich auf dem Boden auf. Sterne tanzen vor meinen Augen, dann wird um mich herum alles dunkel.

IMPRESSUM
1. Auflage 12/2020

© by M. J. Martens
© by Hybrid Verlag, Westring 1, 66424 Homburg

Die Wächter der blauen Rose

Autor: M. J. Martens
Lektorat: Donatha Czichy, Franziska Schenker
Korrektorat: Petra Schütze
Buchsatz: Lena Widmann

ISBN Taschenbuch: 978-3-96741-085-3

www.hybridverlag.de
www.hybridverlagshop.de

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.
Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.